

vom 17.04.2015, 16:03 Uhr

Okwui Enzewor

"Keiner hat einen geraden Pfeil im Köcher"

Von Luitgard Koch

Okwui Enzewor, künstlerischer Leiter der Biennale in Venedig, im Gespräch über Marx, Afrika und Gemüsecurry.

Er ist momentan nicht nur einer der begehrtesten Kunstkuratoren weltweit, sondern gestaltet auch die diesjährige Biennale in Venedig als künstlerischer Leiter: Okwui Enzewor, der derzeitige Direktor des Münchner Hauses der Kunst. Der 51-jährige Kosmopolit im schwarzen Maßanzug blickt auf eine eindrucksvolle Karriere zurück: 2002 leitete der gebürtige Nigerianer die documenta 11 in Kassel. Es folgten die 7. Gwangju Biennale und die Triennial d'Art Contemporain in Paris. Der Sohn eines Bauunternehmers trug wesentlich dazu bei, die einseitige Fixierung des Kunstbetriebs aufzubrechen und lenkte die Aufmerksamkeit auf Kunstzentren in Afrika, Asien und Südamerika. Die "Wiener Zeitung" sprach mit dem unangepassten, innovativen Kunstmanager.

"Wiener Zeitung": *Herr Enzewor, die Biennale ist der Olymp der internationalen Kunstszene. Was war Ihre erste Reaktion, als Sie von Ihrer Nominierung erfuhren?*

Okwui Enzewor: Ich war überrascht und sehr erfreut über die Aussicht, diese einmalige Chance zu bekommen. Zudem war ich etwas besorgt, ob ich den Ansprüchen gerecht werden kann. Denn neben der Documenta lässt diese zweijährige Kunstschau zwar das höchste Niveau an Experimenten zu. Gleichzeitig sind beide sehr unterschiedlich. Aufgrund der über hundertjährigen Geschichte der Biennale fragte ich mich, was kann ein Ausstellungsmacher vermitteln, das wirklich relevant ist, angesichts dieser überwältigenden Historie.



Faible für Kunst, die Reibung erzeugt: Okwui Enzewor wird bei der Biennale auch Karl Marx vortragen lassen.

© Jeff Weiner

Außer Ihnen leitete nur der legendäre Schweizer Ausstellungsmacher Harald Szeemann sowohl die Documenta als auch die Biennale. Wie fühlt es sich an, in diesem Pantheon angekommen zu sein?

Für mich ist das eine große Ehre. Ich wage nicht, mich mit ihm zu vergleichen. Vielmehr sehe ich es als historischen Zufall. Ich erinnere mich noch an meine Berufung zur Documenta. Damals überreichte mir der Kassler Oberbürgermeister Lewandowski den Ausstellungskatalog der Documenta, die Harald Szeemann kuratiert hatte, als Geschenk. Er machte Ausstellungen zu einem eigenen Erkenntnismedium. Wir werden sehen, ob meine Biennale sein hohes Niveau erreicht.

Wenn Sie zurückblicken, auf die frühen 1990er Jahren, als Sie mit Freunden am Rande der Kunstwelt "Nka" Ihr Journal für zeitgenössische afrikanische Kunst gründeten und danach zum führenden Kurator aufstiegen: Kommt Ihnen das Ganze heute manchmal wie ein Traum vor?

Viele Geschichten im Leben klingen unwahrscheinlich. Nichts ist vorherbestimmt. Niemand kommt mit einem geraden Pfeil im Köcher auf die Welt. Mein Weg ist eine Verbindung aus harter Arbeit mit einer Portion Glück.

Mit 20 Jahren gingen Sie nach New York. Warum ausgerechnet dorthin?

Weil die Stadt keinerlei Berührung hatte mit den alten kolonialistischen Metropolen. Sie war nicht vorbelastet. London war mir zu aristokratisch, zu verstaubt. In New York dagegen gab es zeitgenössische Kunst, Performance, Mode, Musik, Debatten über Rassenfragen und feministischen Aktivismus. Ich profitierte von diesem kreativen Sturm. Außerdem musste ich niemandem Rechenschaft über meine Herkunft geben.

In der Kunstwelt ist Ihre öffentliche Fehde mit dem amerikanischen Chefkurator der 52. Kunstbiennale von Venedig, Robert Storr, legendär. Sie warfen ihm vor, sein "afrikanischer Pavillon" setze einen kolonialen, im Kern rassistischen Blick auf afrikanische Kunst fort. Was hat sich seitdem geändert?

Es wird afrikanische Künstler geben, aber nicht, weil ich aus Afrika komme. Sondern weil ich ihre Arbeiten schätze und versuche, Künstler in den Mittelpunkt zu rücken, die bisher unterrepräsentiert sind. Es muss innerhalb des Projektkonzeptes Sinn ergeben. Ich trage nicht die afrikanische Flagge. Leider wird Afrika immer oft falsch wahrgenommen. Ich wehre mich dagegen, dass Afrikaner nur als Flüchtlinge betrachtet werden und man einen ganzen Kontinent lediglich mit Kriegen, Krisen und Katastrophen assoziiert. Afrika hat viel zu lange als eine Art Kontrastfigur hergehalten, die es vielen Kulturen in dieser Welt

erlaubte, sich überlegen zu fühlen, zufrieden mit sich selbst, geadelt.

Wie reagieren Sie selbst auf Kritik?

Dass ich überhaupt Kritik bekomme, ist für mich ein Privileg. Denn das heißt, die Menschen reagieren auf das, was ich mache. Sie ist ein notwendiger Teil meiner Arbeit, ein zusätzlicher Filter. Das bedeutet aber nicht unbedingt, dass ich immer mit ihr übereinstimme.

Als Kernelement der diesjährigen Biennale haben Sie eine monumentale Marx-Lesung angekündigt. Ist das nach dem Fall des Kommunismus nicht absurd?

Mir geht es dabei weniger um Ideologien. Aber Marx' Werk besitzt immer noch zeitgenössische Aspekte, wenn es um das Kapital, die Finanzmärkte und unsere Beziehung zum Geld im Allgemeinen geht. Meiner Meinung nach ist "Das Kapital" noch genauso aktuell für uns wie zu der Zeit, als es geschrieben wurde. Natürlich stehen alle Analysen in einem spezifischen historischen Kontext. Aber die Prinzipien und Konzepte greifen noch. Auch wenn der Kommunismus scheinbar gescheitert ist, müssen wir uns trotzdem mit dem Missbrauch von Marx auseinandersetzen. Wir werden dieses sehr ausführliche Werk, alle drei Bände, wie ein Oratorium im zentralen Pavillon der "Arena", die der britisch-ghanaische Architekt David Adjaye entwarf, von Schauspielern vorlesen lassen. Der Oscarpreisträger und Künstler Isaac Julien übernimmt die Choreographie. Das soll durchaus eine dramatische Performance werden.

Also lässt sich Politik und Kunst nicht trennen?

Die Wahl der Ästhetik ist immer auch eine politische Wahl. Kunst abzuspalten von politischen Stimmungen und Ereignissen funktioniert nicht. Sie quasi unter Quarantäne zu stellen, ist aussichtslos. Es geht hier nicht um meinen eigenen Geschmack. Ich wähle keine Kunst, die nur ich persönlich mag. Ich unterscheide zwischen dem, was mir gefällt, und dem, was ich öffentlich präsentiere. Mich interessieren Arbeiten, die Spannung und Reibung erzeugen. Weil sie Reaktionen und Dialoge auslösen.

Sie gelten als "Global Player". Ihr Thema ist immer wieder auch das komplexe Phänomen der Globalisierung, die Grenzüberschreitung. Wie verträgt sich das mit dem Konzept der nationalen Pavillons?

Das mag auf den ersten Blick anachronistisch oder altmodisch erscheinen, andererseits sind die Pavillons ein Markenzeichen der Biennale. Das Format ist einzigartig. Das Ganze ist aber auch ein sehr interessanter Widerspruch, der in meinen Augen sehr fruchtbar ist. Wir haben uns deshalb nicht vom Ländergedanken verabschiedet. Schließlich bieten wir den Besuchern mit den fast 90 Pavillons einen

breiten Überblick. Die Chance, unbekannte Künstler kennenzulernen, ist dadurch viel größer. 88 von ihnen sind zum ersten Mal dabei.

Haben Sie selbst bei Ihrer weltweiten Suche neue Künstler entdeckt?

Ja, fünf Künstler sind darunter, die ich bisher noch nicht kannte. Das war sehr anregend für mich. Bei allen Ausstellungen lerne ich etwas. Aber es gab auch eine Wiederentdeckung für mich. Und zwar den italienischen Performancekünstler Fabio Mauri. Seine intellektuelle Kraft hat mich erneut beeindruckt. Als Zeitzeuge greift er in seinem einmaligen Werk den Schrecken, aber auch die Faszination auf, die vom faschistischen und nationalsozialistischen System ausgegangen sind.

Postminimal-Künstler Heimo Zobernig bespielt in diesem Jahr den österreichischen Pavillon. Jetzt wurde bereits Kritik laut, dass seine Ästhetik nicht mehr zeitgemäß sei.

(lacht) Ich glaube nicht, dass man sagen kann, irgendeine Art von Kunst sei überholt. Für mich ist das anachronistisch. Das macht Kunst ja so fantastisch, dass sie Zeiten überdauert.

Was kommt nach der Biennale?

Ich werde weiterhin meine Arbeit im Haus der Kunst machen. München ist ein entspannender Ort, hier kann ich durchatmen. Jedes Wochenende ist wie ein Kurzurlaub. Inzwischen habe ich einige Rituale. Am Samstag gehe ich auf dem Viktualienmarkt einkaufen oder esse in der "Goldenen Bar" hier im Haus ein Gemüsecurry.

URL: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/kunst/747135_Keiner-hat-einen-geraden-Pfeil-im-Koecher.html

© 2015 Wiener Zeitung